

Zwischen Moskau und Lemberg liegt Saporischja. Gespräche und Beobachtungen zwischen Mainstream und Opposition

von *Paulus Adelsgruber*¹

Von aktuellen politischen Meinungen, multiplen Identitäten und historischen Narrativen. Eingefangen während einer Reise nach Russland und in die Ost- und Westukraine.

Grenzen sind rar geworden in Europa, das gilt auch für den östlichen Teil des Kontinents: Wer mit dem Auto von Wien über Polen nach Russland fährt, dem stellen sich nur noch die Wachposten der polnisch-belarussischen Grenze bei Terespol/Brest in den Weg. Der Bug bildet hier die Grenze zwischen der Schengenzone und der Zollunion zwischen Russland, Belarus und Kasachstan. Ich habe die Einladung meines russischen Freundes Dmitrij gern angenommen, ihn nach Schaworonki bei Moskau zu begleiten. Dmitrij ist Dokumentarfilmer, sein aktuelles Filmprojekt dreht sich um seine eigene Familiengeschichte zwischen Sibirien, Polen und Wien. Während der Reise ging es mir auch darum, mit möglichst vielen Menschen ins Gespräch zu kommen und angesichts des Konflikts zwischen Russland und der Ukraine die politische Stimmung auszuloten. Bald war daher auch der Entschluss gefasst, nicht nur Russland zu besuchen, sondern auch die Ukraine.



Brücke über den Bug: Die Schengengrenze zwischen Terespol (P) und Brest-Litowsk (BLR)

¹ Jg. 1977. Historiker, Slawist. Co-Autor der Monographie *Getrennt und doch verbunden. Grenzstädte zwischen Österreich und Russland 1772–1918*, Wien 2011. **KONTAKT:** paulus.adelsgruber@univie.ac.at, 0699/1106 9319. – Die Fotos im Text stammen vom Autor.

Nach Moskau, nach Moskau!

Startpunkt der Reise ins zweitausend Kilometer entfernte Moskau ist Gänserndorf bei Wien. Mit dabei ist auch Agata, Dmitrijs Moskauer Studentin, die ihm in Wien als Kamerafrau zur Seite stand. Ihr persönlicher Hintergrund zeigt, wie sehr der gegenwärtige Konflikt zur



Agata und Dmitrij bei Dreharbeiten in der Nähe von Moskau

Belastungsprobe innerhalb von Familien geworden ist: In der Ukraine geboren, wuchs sie bei ihrer Mutter in Moskau auf, der Vater blieb im ostukrainischen Charkiw. Während die Mutter im aktuellen Konflikt gewisses Verständnis für das russische Vorgehen zeigt, beurteilt es der Vater als Akt der Aggression. Im Familienkreis werde das belastende Thema so weit wie möglich ausgeblendet. Kein leichtes Unterfangen, gibt es da ja auch noch die Verwandten auf der Krim, die der Annahme der russischen Staatsbürgerschaft bisher ablehnend gegenüberstehen – mit denkbar unerfreulichen Konsequenzen: Über Nacht staatenlos geworden, müssten sie gemäß den geltenden Bestimmungen jährlich in Moskau um eine Aufenthaltsgenehmigung ansuchen.

Der weißrussische Grenzbeamte am Zollamt Brest-Litowsk stellt Bedingungen, ehe er den *Schlagbaum* öffnen will: Obwohl ich bereits über eine Auslandsreiseversicherung verfüge, muss für den Transit durch Lukaschenkos Reich eine weitere Versicherung her. Wir überqueren das Land auf schnurgeraden Trassen, lassen Minsk und Witebsk links liegen, Orscha rechts, und erreichen nach acht Stunden Russland. Schaworonki ist ein beschaulicher Vorort 30 Kilometer westlich von Moskau. Alte Holzhäuser mit schönen Gärten, einige wenige Plattenbauten und eine zunehmende Anzahl von Luxusdomizilen reicher Stadtflüchtlinge prägen das Bild. Wie Agata erweist sich auch Quartiergeber Dmitrij als schlechter Anwalt der russischen Volksseele: Die Annexion der Krim inklusive Hurratriotismus sind ihm ebenso suspekt wie die russische Schützenhilfe in der Ostukraine. Das Vorgehen Moskaus interpretiert er als Unvermögen des gekränkten Riesen, mit politischen Mitteln zu Ergebnissen auf der internationalen Bühne zu gelangen. Der Kampf um Quadratmeter sei schlicht ein Rückschritt in vergangene Jahrhunderte und diene nicht zuletzt auch zur Ablenkung von Problemen im Inneren.

Meine Moskauer Freunde Viktor und Irada haben andere Sorgen. Die Ära Putin wird von den Mittdreißigern in erster Linie mit steigenden Einkommen und politischer Stabilität in Verbindung gebracht. Der aus Usbekistan stammende, russischstämmige Viktor arbeitet als

Dolmetscher in einem Notariat, Irada im mittleren Management im Lebensmittelgroßhandel. Als ich Viktor von meinen Reiseplänen in die Ukraine erzähle, fragt er halb im Scherz, ob ich mich denn wirklich zu den Kiewer *Banderowzy* begeben wolle. Der Begriff bezeichnet die Anhänger des nationalistischen Lemberger Politikers Stepan Bandera (1909-59). Seit dem Euromajdan wird er oft als abwertender Sammelbegriff für alle Ukrainer verwendet. Die Ukrainekrise ist in diesen Tagen das dominierende Thema in der Öffentlichkeit, die medialen Fronten sind klar abgesteckt: Die als „faschistische Junta“ gebrandmarkte Kiewer Regierung führe nichts anderes im Schilde als die Vernichtung der eigenen Bevölkerung. Den Separatisten, von den Massenmedien titulierte als Opoltschenzy („Volksaufgebot“), obliege hingegen die Verteidigung des Donbass. Die rege militärische und personelle Unterstützung durch Russland bleibt hingegen weitgehend ausgespart. Der Widerstand gegen Kiew erscheint so als ein Anliegen, das ganz von der ortsansässigen Bevölkerung getragen werde.

Den überzeugtesten Anhänger eines autoritären russischen Staates finde ich auf dieser Reise dort, wo ich es am wenigsten vermutet hätte: Der 38-jährige Tadschike Achmed wohnt zusammen mit seiner Frau und sieben Kindern in einem Holzschuppen in Schaworonki. Auf der lokalen Ebene ist die Familie besser integriert als von mir zunächst angenommen: Die Kinder profitieren von der Schulbildung und sprechen ein tadelloses Russisch, die älteren unter ihnen und die Mutter verrichten Hilfsarbeiten im Ort. Achmed dankt es seiner zweiten Heimat mit großrussischem Patriotismus, der in Verbindung mit einer deutlichen Ablehnung des



*Neun Tadschiken unter einem Dach,
Holzschuppen in Schaworonki*

Westens etwa so klingt: „Die Matuschka Rossija (das Mütterchen Russland) nimmt uns auf und ernährt uns, wir danken ihr dafür. Aber was ist schon Europa? Nichts! Putin kann euch über Nacht das Gas abdrehen und dann steht ihr blöd da. Was habt ihr schon zu bieten? Ein bisschen Käse und viele Meetings.“ Das verdächtige englische Lehnwort ist für den stämmigen Mann der Inbegriff des verkommenen Westens schlechthin.

Russland brauche derartiges nicht, Demokratie sei ein Zeichen von Schwäche. Vor meiner Reise nach Kiew warnt er eindringlich: „Du weißt was dort ist? Dort ist...“ Pause, er überlegt. „Bander!“ Er betont den geheimnisvollen Namen, den er aus dem Fernsehen kennt, auf der zweiten Silbe. Nein, nur nicht in die Ukraine!

In St. Petersburg treffe ich meinen Studienkollegen Oleg. Er arbeitet in leitender Position in einer westlich ausgerichteten Bildungseinrichtung und war immer weit davon entfernt, ein Regierungsanhänger zu sein. Das ist er auch jetzt noch, doch er weist in der

Krimfrage auf die Perspektive des Kremls und vermeintliche geopolitischen Zwänge hin: Putin habe, wie er aus gut informierten Kreisen wisse, aufgrund der mittelfristig drohenden Errichtung von US-Basen auf der Krim gar keine andere Möglichkeit gehabt, als die Halbinsel zu kassieren – die Entscheidung dazu sei völlig überstürzt und ungeplant erfolgt. Die strategisch wichtige Ukraine einmal mehr in der Zwickmühle zwischen einer echten und einer halben Supermacht?

Auf der Rückfahrt nach Moskau geht es früh am Morgen (fast) heiß her. Ich teile das Abteil mit einem Neurologen aus der russischen Teilrepublik Nord-Ossetien, einem älteren Azeri sowie einem jungen Mitarbeiter einer Telekomfirma aus Kiew. Auf den Konflikt angesprochen, sind sich die beiden erstgenannten schnell einig, dass an der Misere zuallererst die ukrainische Regierung schuld sei. Der Ukrainer hält vehement dagegen: Nein, die Aggression in der Ostukraine gehe von Russland aus und anders als von den russischen Medien vermittelt hätten in Kiew nicht die Faschisten das Ruder übernommen. Er selbst sei am Majdan gestanden, gemeinsam mit einer Million anderer. Und nein, man sei nicht dafür bezahlt worden, weder von den Amerikanern noch von sonst jemanden.

Ukraine von Ost nach West

Ins ostukrainische Saporischja komme ich durch Zufall. Da mein geplanter Flug nach Kiew ausfällt und am selben Tag auch das russische Visum abläuft, muss rasch ein alternatives Reiseziel gefunden werden. In der Industriestadt am Dnjepr werden unter anderem Flugzeugmotoren produziert, die Abnehmer befinden sich in Russland. Die Bande ins Nachbarland sind schon allein deshalb stark. Andererseits spielt Saporischja als „Kosakenhauptstadt“ eine wichtige identitätsbildende Rolle für die Ukraine: Hier lag in der Frühen Neuzeit die *Saporischer Sitsch*, die Siedlungen ukrainischer Kosaken am Unterlauf des Dnjepr. Einer der Stützpunkte lag auf der großen Flussinsel Chortyzja, etwas außerhalb des heutigen Stadtzentrums. Die historischen Kosakenverbände mit den viel strapazierten Idealen der Gleichheit und Freiheit werden als Belege früher ukrainischer Staatlichkeit herangezogen. Das Kosakenmuseum auf Chortyzja ist inhaltlich wenig aufregend und renovierungsbedürftig, von den Decken tropft das Wasser. Bezeichnender



„Saporoschje – DAS IST Ukraine“. Russischsprachiges Plakat mit traditionellem Haarschopf (Chochol) der Kosaken, Saporischja

Weise lähmte über Jahrzehnte hinweg ein Konflikt um die politische Ausrichtung die



Lenin am LKW? Auch in Saporischja versuchte man den Denkmalsturz

Erneuerung des Museums. Ich treffe Jugendliche aus Donezk, sie haben ihre Heimatstadt aufgrund der Kriegshandlungen verlassen und sind auf Chortyzja genauso Touristen wie ich. Die konkurrierenden Identitäten und historischen Narrative werden auch anhand des Lenin-Denkmal deutlich: Anders als in Kiew und Charkiw, wo Lenin unlängst fiel, steht in Saporischja sein monumentales Andenken noch.

Einen Versuch des Denkmalsturzes soll es aber auch hier gegeben haben – Lenin habe ihn aufgrund einer ausreichenden Zahl an „Verteidigern“ unbeschadet überstanden.

In Kiew finde ich Unterkunft bei meinem Historikerkollegen Mykola. Wie Dmitrij aus Schaworonki bei Moskau nimmt auch Mykola eine politische Außenseiterposition ein – das bedeutet bei ihm freilich eine kritische Haltung zum Euromajdan: So hoffnungsvoll er noch die *Orangene Revolution* von 2004 unterstützte, so klar positioniert er sich gegen den jüngsten Umbruch. Zwischen diesen beiden Ereignissen liegen zehn als ungenützt wahrgenommene Jahre, in denen auch die stärker westlich orientierten Lager rund um Juschtschenko und Timoschenko enttäuschten. Das aktuelle Unheil, vom Verlust der Krim bis zum Krieg in der Ostukraine, führt Mykola direkt auf den Euromajdan zurück. Zugleich lässt er einen Anflug von Sympathie für Putin erkennen, der für ihn das verkörpert, was die Kiewer Politik vermissen lässt: Innenpolitische Stabilität und Wirtschaftswachstum. Gemeinsam besuchen wir Andrij, der für Mykola die Layoutierung eines Buches übernimmt. Er hält Mykolas Abkanzlung des Umsturzes entgegen, dass Janukowitsch auch für den Fall, dass er bei den Präsidentschaftswahlen im Jahr 2015 abgewählt worden wäre, Mittel und Wege gefunden hätte, die Sache zu seinen Gunsten zu drehen. Die Massenproteste sieht er als legitime Ausdrucksform des Zorns. Und er verkneift sich eine Spitze gegen Mykolas Konsum der russischen Fernsehnachrichten nicht – dieser sei dem klaren Urteilsvermögen nicht unbedingt zuträglich. Die Stimmung am Nachhauseweg ist gedrückt.



Passanten am Majdan, Kiew (Juli 2014)

Die Führung über den Majdan findet anderentags dennoch statt. Mykola redet wenig, die Bilder sprechen für sich: Die Zeltstadt mit versprengten Nationalisten und Obdachlosen ist in diesen Tagen ebenso noch da, wie Teile brandgeschwärzter Barrikaden aus Pflastersteinen, Müllcontainern und Autoreifen. Die Erinnerung an die mehr als hundert Todesopfer der Revolution ist frisch. Etliche

Bauwerke sind stark beschädigt, über der Fassade des ausgebrannten Gewerkschaftshauses prangt ein riesiges Plakat mit einem Getreidefeld, auffliegenden Störchen und der Aufschrift „Ruhm der Ukraine! Ruhm den Helden!“ Es herrscht eine Stimmung routinierter Lethargie und Ratlosigkeit, Schaulustige und Fotografen erheischen einen letzten Eindruck der Revolution, zahllose Souvenirstände bieten Klopapierrollen und Fußabstreifer mit den Konterfeis Putins und Janukowitschs an. Ich war also



Politisch eindeutige Mitbringsel, Souvenirstände am Majdan

in Kiew, vor dem man mich in Russland mehrfach gewarnt hatte. Anstatt faschistischer Stoßtrupps bekam ich am Majdan einige heruntergekommene Vertreter des Rechten Sektors zu sehen. Der Rest war gedrückte Stimmung, Trauer und Ratlosigkeit. Eine unappetitliche, extreme Rechte existiert auch in der Ukraine, niemand wird das leugnen (ihre Vertreter bekleiden auch Ministerposten). Doch Politik und Gesellschaft werden trotz des Kriegszustands nach wie vor von moderaten Kräften dominiert, die es zu unterstützen und stärken gilt.

Ursprungsbahnhof des Zuges nach Lemberg ist die Krim-Hauptstadt Simferopol. Trotz der Annexion der Halbinsel durch Russland verkehrt er regulär. Mir fällt eine Mitreisende in langem schwarzen Kleid und Kopftuch auf, ich halte sie für eine Krimtatarin: Natalia und ihre Tochter Ljuba stammen jedoch aus dem westukrainischen Iwano-Frankiwsk, die gesamte Familie trat vor Jahren nach einer Reihe persönlicher Schicksalsschlägen und der Unterstützung durch „gute muslimische Menschen“ zum Islam über. Und doch kommen Mutter und Tochter gerade eben von der Krim: Die 16-jährige Ljuba besucht in Armjansk, am Nordufer der



Endstation Lemberg – Der Zug aus Simferopol verkehrt planmäßig

Halbinsel, eine Medrese und eine Schule für Design. Sie schwärmt vom hohen



Unterwegs von der Krim nach Iwano-Frankiwsk - die Nationalfarben an Ljubas Handtasche

Unterrichtsniveau und der Gemeinschaft mit ihren tatarischen und türkischen Mitschülerinnen und Mitschülern. Aufgrund der politischen Situation sei die Rückkehr auf die Krim zum neuen Schuljahr jedoch ungewiss, erklärt die Mutter. Die Tataren stünden Russland kritisch gegenüber, viele hätten der Krim schon den Rücken gekehrt. In Ternopil verlassen die beiden den Zug. Beim Aussteigen fällt mir an Ljubas Handtasche ein Band in den ukrainischen Nationalfarben auf. Sie habe es auch auf der Krim getragen – nein, Angst habe sie deswegen keine gehabt.

Lemberg pulsiert vor Leben. An die Kämpfe im 1.200 Kilometer entfernten Donbass erinnern einige Armeezelte neben dem Schewtschenko-Denkmal, hier werden Spenden für die Soldaten gesammelt. Ansonsten merkt man auf den ersten Blick wenig von der Krise, auch Anzeichen nationalistischer Politik bleiben zunächst unbemerkt. Sieht man genauer hin, fällt



Heroisierung der Geschichte – Plakat mit dem nationalistischem Politiker und Offizier Roman Schuchewytsch, als Teil einer Serie zur UPA, Lemberg

eine geschichtsverklärende Plakatserie zur radikalen *Ukrainischen Aufstandsarmee* (UPA) ins Auge. Sie geht auf die Initiative von Iryna Farion zurück, der rabiat russlandfeindlichen Mandatarin der nationalistischen Partei *Swoboda* („Freiheit“). Die Mehrheit der Menschen ist offensichtlich toleranter als die Politikerin: Ich verständige mich auf Russisch und erfahre keine negative Reaktionen. Im *Café Wien* erzählt mir die russischstämmige

Psychiaterin Ludmilla von ihrer Liebe zu der kulturell so vielfältigen Wahlheimat Lemberg. Sie streicht dabei die Differenz zur Ostukraine „mit ihren monotonen Industriestädten“ heraus. In Bezug auf den Konflikt mit Russland geht sie mit der *Swoboda* und ihrem „idiotischen Sprachgesetz“ über die Einsprachigkeit der Ukraine hart ins Gericht. Mit dem nationalen Lager machte sie selbst unliebsame Bekanntschaft: Im Zuge eines harmlosen Autounfalls habe sich der Unfallgegner bemüßigt gefühlt, den diensthabenden Polizisten auf seine Mitgliedschaft beim *Rechten Sektor* hinzuweisen. Ludmilla reagierte missmutig und offensiv: Der Nationale möge die Sache mit dem Rechten Sektor doch gefälligst ihrem Anwalt erzählen. Schnell war dann auch Ruhe.

Tags darauf nimmt mich Ludmillas Freundin Anna in ihrem schicken Mercedes nach Polen mit. Seit einigen Jahren managt die polyglotte, dynamisch-nüchterne Lembergerin Kinderspielanlagen in großen Einkaufszentren in Lemberg, Odessa und Krakau. Sie symbolisiert für mich wie keine andere den längst erfolgten Aufbruch ihrer Heimatregion in den Westen. Nach einem Monat auf Reisen schließt sich der Kreis – über Krakau geht es für mich nach Österreich zurück.